

## Belebte Welt

Wie sieht ein weinender Mond aus? Und wie das Wesen einer Trauerweide? Miran Yang spürt in ihrer Malerei ambivalenten und unausgesprochenen Zuständen nach. Ein Atelierbesuch im Frankfurter Ostend.

Text: Katharina J. Cichosch



Untitled, 2018



One Lucky Day, 2022

Der Mond liegt auf dem Atelierboden. Beziehungsweise ein Teil von ihm. So hat er gerade noch reingepasst in Miran Yangs Malstudio in der fünften Etage des Atelierfrankfurt. Über zwei Leinwände erstreckt sich das Motiv, Kreidegrau, Dunkelgrau, Schwarz und Weiß, ein bisschen Gelb im oberen Drittel. Es ist ein typisches Bild für die 1984 geborene Malerin und zugleich eine Erweiterung ihres bisherigen Schaffens: Nicht nur, weil „Yellow Cypress and Half Moon, 2022/23“ das bis dato mit Abstand größte Format ausfüllt. Sondern auch, weil, wie Yang erklärt, sie hier zum ersten Mal eine neue Variante ihres Motivs ins Bild gebracht hat: „Der Mond ist hier ein dunkler, weinender Mond, kein heller. Ich stellte mir vor, dass sich die andere Hälfte des Mondes außerhalb der Leinwand befindet.“ Helle, mitunter weinende Monde wieder-

rum tauchen schon seit geraumer Zeit in den Bildern der ehemaligen Städelschülerin auf (manchmal vergießt der kreisrunde Protagonist ganze Sturzbäche glitzernder Tränen). Neben Wolken, SchLOSSern, Bäumen, Regenbögen oder auch mal einem Geisterwesen. Miran Yangs Malerei kreist um Naturphänomene und um die Ambivalenz von Lebendigem und Unlebendigem. Oder, genauer, sie handelt von den Vorstellungen, die sich die Künstlerin von jenen macht. Es sind explizit fiktionalisierte Welten und Entitäten, die auf Yangs Bildern auftauchen und sichtbar werden. Wozu es oft gerade die Abwesenheit von Licht braucht, um zu sehen, was am Tage verborgen bleibt. Die Nacht und ihre Träume, die sie heraufbeschwört, spielen ebenfalls eine wichtige Rolle in dieser Kunst. „Ich konnte mir nie vorstellen, Malerin zu sein,“

sagt Yang, wenngleich sie immer davon geträumt habe. Bis vor wenigen Jahren war sie noch überzeugt, nicht das nötige Talent zu haben. In Südkorea arbeitete sie als Grafikdesignerin, 2016 zog es sie nach Deutschland. Eine Freundin erzählte von einer Kunstakademie in Essen. Miran Yang dachte an deutsche Melancholie und deutsche Romantik, aber auch an das Wetter: „Ich liebe den Regen und den grauen Himmel!“ Sie machte sich auf den Weg.

Nochmals einige Jahre später landete sie schließlich nach Frankfurt, in die Klasse von Haegue Yang, wo sie 2021 ihren Abschluss machte. An der Städelschule habe sie gelernt, sich aufs Malen selbst zu konzentrieren, erzählt die 38-jährige. Gerade, weil sie nicht in einer expliziten Malereiklasse studierte: „Das hat mir sehr geholfen und eine Distanz

verschafft, die ich brauchte.“ Ebenfalls vor wenigen Jahren lernte Miran Yang, dass es einen Begriff gibt für ihre Weise, die Welt wahrzunehmen: Animismus. „Für mich waren viele Dinge schon immer belebt,“ sagt die Künstlerin. Insbesondere Wetter- und Naturphänomene. Sie erinnert sich an Trauerweiden, Lieblingsbaum ihrer Kindheit in Südkorea, die in der Nachbarschaft standen. Doch das vertraute Bild konnte unverhofft ins Unheimliche kippen: Wenn der Wind die Zweige umherfegte, erschienen die Weiden der jungen Koreanerin plötzlich wie gigantisches, menschliches Haar. „Dann fürchtete ich mich regelrecht vor diesem Baum,“ sagt Miran Yang. Dieser ambivalenten Erfahrung spürt sie in ihrer Malerei nach. In Bildern wie dem „Weeping willow“, das gerade an der Wand lehnt und auf seinen Einsatz im Heussenstamm Raum für Kunst und Stadt

wartet, wo Yang Ende Januar eine Einzelschau eröffnet. Auch der ebenfalls weinende Mond ist schon für seinen ersten Auftritt im Ausstellungsraum vorgemerkt.

Malen ist für Yang eine andere Form des Begreifens, ein Agieren im Unbewussten. An den Wänden ihres Ateliers kleben Skizzen, Zeichnungen, kleine Arbeiten und Vorstudien. Und zahlreiche Abbildungen von Willem de Koonings Malereien, die sie sehr bewundert, aber noch lange nicht verstehen kann: „Ich studiere de Kooning“, formuliert die Künstlerin zum Beispiel. Hin und wieder versucht sie sich selbst an abstrakten Bildern. Die Leinwände kehren Miran Yangs Besuchern allerdings die Rückseite zu – nur Übungen, nicht so ernst zu nehmen, nicht für ein Publikum bestimmt, sagt Yang. In einer Ecke stapeln sich kleinformatigere

Malgründe: Am liebsten malt sie direkt auf die Leinwand, ohne aufgezogenen Keilrahmen. Obwohl ihre Bilder direkt eintauchen in die Nacht, arbeitet Miran Yang meist am frühen Morgen, also dann, wenn der Tag noch nicht ganz begonnen hat. Im letzten Jahr, erklärt die Künstlerin, habe sie viel Zeit und Freiraum für die eigene Kunst gehabt. Miran Yang hadert nicht mehr mit dem eigenen Tun. Und wann, frage ich mich und sie, ist ein Bild fertig? Wo ihre Malerei von den bewegten, den vorbeiziehenden oder nicht greifbaren Dingen und Phänomenen handelt? Das, räumt Yang ein, sei tatsächlich oft eine schwere Entscheidung. Die Geister huschen über die Leinwände. Manchmal kann Miran Yang einen zum Bleiben bewegen. Oder den Mond beim Weinen porträtieren. Oder das vielgestaltige Wesen einer Weide einfangen.

**Miran Yang: Willow and Ghost, bis 25.2., Heussenstamm Raum für Kunst und Stadt, Braubachstraße 34, Mi-Sa 14-18 Uhr**

Fotos: Dirk Ostermeier, Miran Yang